

Bewegte Biografien in der postmigrantischen Gesellschaft

Anita Rotter/Frauuke Schacht

EINLEITUNG

Die Bewegung von Menschen über nationalstaatlich definierte Grenzen hinweg ist ein Phänomen, das zur Gründung und Mitgestaltung moderner Stadt- und Migrationsgesellschaften erheblich beigetragen hat. Ohne das individuelle und kollektive Zutun von Migrantinnen und Migranten wären Entstehung, kontinuierliche Veränderung und urbane Vielfalt von Städten kaum denkbar. Umso erstaunlicher ist es, dass dieser Beitrag zu gesellschaftlichen und migrationsbezogenen Entwicklungen bisher weitestgehend negiert wurde. Eine postmigrantische Perspektive versucht diese Versäumnisse der vergangenen, aber auch der gegenwärtigen defizitorientierten Betrachtung von Migration und ihrer Akteurinnen und Akteure kritisch zu beleuchten. Es handelt sich um eine Analyseperspektive, die gesellschaftliche Verhältnisse aus Sicht der Migration in den Blick nimmt und mit dieser Verschiebung neue Wissensbestände generiert, die die dominanten, defizitorientierten Narrationen über Migration, wie sie etwa im Begriff der Parallelgesellschaft zum Ausdruck kommen, herausfordern und ins Wanken bringen. Letztlich geht es darum, der Realität der Migrationsgesellschaft, in der Migrantinnen und Migranten längst zu einem integralen Bestandteil der Gesellschaften geworden sind, Rechnung zu tragen. Dies impliziert vor allem auch, konventionelle Dualismen, die häufig nach dem Muster *Wir* und *die Anderen* funktionieren, zu überwinden und den Blick auf die komplexen Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte zu richten, die die biografische Selbstpositionierung von Migrantinnen und Migranten wesentlich prägen. Dadurch wird es möglich, die durch nationale und eurozentrische Meta-Erzählungen weitgehend verdrängten, nichterzählten, vielfältigen Lebenswirklichkeiten und kreativen Praktiken von Menschen, deren Perspektiven bis heute zumeist marginalisiert werden, sichtbar zu machen.

Unser Beitrag basiert auf dem Lehrforschungsprojekt »Generation Migration«, welches im Wintersemester 2015/16 unter der Leitung von Marc Hill an

der Universität Innsbruck durchgeführt wurde. Als Ergebnis ist eine qualitative Studie entstanden, die anhand von 22 biografischen Fallportraits einen Einblick in das Leben im alpin-urbanen Raum liefert. Im Mittelpunkt stehen dabei Erzählungen über Migration aus der Erfahrung der Migration selbst.

Es wird über frühere Wohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen bei der Ankunft in Innsbruck und Umgebung berichtet und darüber, dass Bildung der Schlüssel zum sozialen Aufstieg sei. Fast ausnahmslos tauchen in den geführten Interviews auch Schilderungen von Diskriminierungserfahrungen auf, die erfolgreiche Bildungsverläufe und das Ziel, ein besseres Leben zu führen, immer wieder erschweren. Formen der institutionellen Diskriminierung, alltagsrassistische Übergriffe oder prekäre Lebens- und Arbeitsverhältnisse nehmen Einfluss auf die Lebensentwürfe der migrierten Familien und stellen eine Gemeinsamkeit in den intergenerationalen Erfahrungen der Befragten dar.

Gemeinsam ist den Erzählungen aber auch, dass entsprechende Gegenstrategien entwickelt werden, um die hegemonialen Verhältnisse zu überwinden. Aus der Erfahrung der Migration und den gegebenen Bedingungen entstehen generationsübergreifende Wissensbestände, kreative Alltagspraxen und –strategien, die einen Umgang mit der bestehenden Situation ermöglichen. Diese Gegenstrategien müssen als Handlungskompetenzen erkannt werden; sie verweisen nicht nur auf den aktiven Widerstand, sondern auch auf die unspektakulären alltäglichen Strategien des selbstbestimmten Umgangs mit strukturellen Ungerechtigkeiten.

1. BEWEGTE BIOGRAFIEN SICHTBAR MACHEN

»Nicht was wir gelebt haben, ist das Leben, sondern das, was wir erinnern und wie wir es erinnern, um davon zu erzählen.«

(GARCÍA MÁRQUEZ 2003)¹

Garcia Marquez bringt das zum Ausdruck, was so zentral für die Idee einer Postmigrantischen Perspektive ist, nämlich dass ein Einschreiben von Erzählungen, Erinnerungen und Perspektiven der Migration selbst in hegemoniale Diskurse es vermag, soziale Realitäten zu schaffen, die mit konventionellen Deutungsmustern brechen und alternative, *kontrapunktische* (Said 1994) Lesarten ermöglichen. Es geht darum, etablierte Überzeugungen und hegemoniale Vorstellungen über die vermeintlich natürliche Beschaffenheit sozialer »Realitäten« gewissermaßen »gegen-den-Strich« zu lesen, sie aus der verän-

1 | García Márquez (2003): Leben, um davon zu erzählen. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

derten Blickrichtung hin zur »Normalität« der Migration zu irritieren und zu dekonstruieren (vgl. Yıldız 2017). Bezogen auf die Erzählungen, die im Zuge des Projektes gesammelt wurden, wird dann sichtbar, dass Menschen *trotz* diskriminierender Zuschreibungen und exkludierender Dynamiken längst Teil gesellschaftlicher Gestaltungsprozesse sind und ihre Lebensentwürfe auch gegen Widerstände durchzusetzen versuchen.

So herrschafts- und machtbesezt gesellschaftliche Konstruktionen, Definitionen und kategorische Zuschreibungen auch sein mögen, einen Vorzug haben sie zweifelsohne: Sie sind veränder- und wandelbar.

Als Gegenprojekt zum dominanten Integrationsdispositiv, dass die hegemonialen Diskurse über Migration bis heute bestimmt und damit gesellschaftliches Rezeptwissen lediglich (re-)produziert, muss es darum gehen, kontinuierlich Räume zu schaffen, in denen die Erfahrungen der Migration selbst den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden. Dadurch wird eine andere Selbstverständlichkeit erzeugt, die Mobilität nicht als Abweichung zu einer behaupteten Norm der Sesshaftigkeit deklariert, sondern als »notwendige Voraussetzung von Subjektivität« (Terkessidis 2015) begreift.

2. BEWEGTE BIOGRAFIEN, ORTE UND GESCHICHTEN

Bevor nun exemplarisch zwei Biografien aus dem Lehrforschungsprojekt anhand von biografischen Fallportraits rekonstruiert werden, wollen wir im Folgenden den methodischen Zugang skizzieren, der es ermöglicht, Einblick in die Lebensrealität der Migrationsgesellschaft zu erlangen.

Methodisch lehnt sich das Forschungsprojekt an die Grounded Theory nach Anselm Strauss und das problemzentrierte Interview nach Alfred Witzel an. Beide Methoden ermöglichen eine theoriegenerierende Vorgehensweise, die sich an der Lebensrealität der Befragten orientiert und im Zuge des Forschungsprozesses stetig modifiziert werden kann. Gerade der konstante Austausch mit den Mitstudierenden im Seminar legt eine ergebnisoffene Herangehensweise nahe und ermöglicht somit, den Blick für Phänomene der Diversität in den Interviews offen zu halten.

Interessant ist in diesem Kontext das Konzept des »Biografieprotokolles«, das (in Anlehnung an die »Bewegungsprotokolle« der Künstlerin Morgan O'Hara) von Marc Hill und Erol Yıldız entwickelt wurde. Auf einer Landkarte werden geografische und kognitive Bewegungen zunächst in ihren Verschränkungen visualisiert, um daraus entstehende Kompetenzen sichtbar zu machen.

Letztlich stellt es ein praktisches Instrument dar, um die Normalität von Migrationsprozessen in *jeder* Biografie zu erkennen und die migrationsbedingte Vielfalt, die im Leben der Gesamtbevölkerung eine wesentliche und

gleichzeitig alltägliche Rolle spielt, hervorzuheben. Diese eher pragmatische Sichtweise bringt zwei Vorteile mit sich: Zum einen trägt sie zu einer gewissen Ent-Emotionalisierung des Migrationsdiskurses bei – der teils hysterische Züge angenommen hat – und zum anderen befreit sie migrationsbedingte Mobilität aus ihrer Sonderrolle und macht sie als Bedingung gesellschaftlicher Lebenswirklichkeiten per se sichtbar.

Die biografischen Erzählungen stellen wesentliche Dokumente dar, um differente Lebensentwürfe und Verortungspraxen in der postmigrantischen Gesellschaft zu konkretisieren. Wir begreifen die uns erzählten Biografien als in Bewegung, im Wandel befindliche dynamische und diversitätsgeprägte Lebensgeschichten. So sind sie weder nur auf einen Ort oder ein Stadtviertel noch auf national kodierte Grenzen bezogen, noch lassen sie sich ob ihrer subjektzentrierten Besonderheit verallgemeinern. Das heißt, dass postmigrantische Biografien die Idee von statischen, auf einen Ort beschränkten Verortungspraxen und einer »Normalbiografie« entsprechenden Lebensentwürfe aufbrechen. Dadurch wird es möglich, mehrheimischen, mobilitätsbejahenden und divergierenden Lebensgeschichten, die der postmigrantischen Lebensrealität Rechnung tragen, einen Platz einzuräumen.

Postmigrantische Biografien lassen sich auch in einer generationellen Positionierung und generationsspezifischen Verbindung, sprich in der Benennung einer ersten, zweiten oder dritten Generation lesen. Der Terminus der Generation markiert in der Postmigrationsforschung durch die dezidierte Benennung der »ersten Generation« als solche, nicht nur den Anfang spezifischer Biografiearbeit im Ankunftsland, sondern gibt des Weiteren Auskunft darüber, dass bereits die Entscheidung der »Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter« mobil zu sein, gesellschaftliche, soziale und politische Prozesse der Neuordnung und Neuorientierung angestoßen hat. Genauso ist das Mobilitätspotenzial der ersten Generation als eine intergenerationelle Form der möglichen Akkumulation von Sozialkapital – die Umwandlung bewegter Mobilität in Bildungs- oder sozialen Erfolg – relevant. Während für Mannheim insbesondere eine vorwiegend junge und männlich dominierte, elitäre Gemeinschaft als besonders generations- und kulturstiftend galt (Mannheim 1927/1970), vertreten wir die Position, dass der Generationsbegriff nicht auf ein Geschlecht oder ein Milieu begrenzt werden kann, sondern vielmehr von der Verschiedenheit der Akteurinnen und Akteure und ihrer spezifischen Verortung (etwa im Kleinstädtischen oder Marginalisierten) profitiert. Des Weiteren gehen wir davon aus, dass »Generation«, wie bei Mannheim, zwar eine kollektive Vernetzung nutzbar machen kann, jedoch primär als wesentlicher Teil von Biografie- und Subjektarbeit aus der subjektbezogenen Entschließung zu selbst- und eigenständigem Handeln resultiert.

Die beiden Fallportraits stellen biografische Beispiele aus unterschiedlichen Generationen vor. Alicia, als »Angehörige« der dritten und Fatma als »Angehörige« der zweiten Generation, nehmen, wie die übrigen Befragten des Forschungsprojektes auch, unterschiedlich Stellung zu der ihnen von außen zugewiesenen Generationszugehörigkeit. Demzufolge korreliert die Fremdbezeichnung nicht zwangsläufig mit der Selbstbenennung und auch die Überlegungen hinsichtlich eines etwaigen gemeinsamen, generationellen Erfahrungs- und Handlungsrahmens divergieren.

Die im Folgenden abgebildeten Fotografien zeigen exemplarisch, wie vielfältig einsetzbar und wandlungsfähig das Grundkonzept des Biografieprotokolles ist. Sie zeigen Momentaufnahmen aus einem Kurzfilm, der im Zuge des Lehrforschungsprojektes entstanden ist und die im anschließenden Kapitel vorgestellten Fallportraits künstlerisch visualisiert:

Bewegte Biografie Fatma



Bewegte Biografie Alicia



Im Vordergrund der beiden Bilderstrecken steht jeweils das Gesicht einer Frau, stellvertretend für ihre erzählte, bewegte Biografie. Die unterschiedliche Gestaltung der Darstellungen ist durchaus gewollt, unterstreicht sie doch den Diversitätsgedanken.

Ausgangspunkt der Videos ist ein neutraler Hintergrund, der aus der Vogelperspektive gefilmt wird. Darauf werden nach und nach unterschiedliche Abbildungen gelegt, um gewissermaßen das Bewegungsmoment hervorzuheben. Die erste Abbildung stellt, in Form von Länder- und Städtenamen einen Bezug zur geografischen Mobilität der Protagonistin her (Benennung biografiespezifischer Orte vs. Gezeichneter Ausschnitt einer »Weltkarte«).

Die biografische Mobilität wiederum wird durch das Zeigen der Abbildung eines Gesichtes in seiner Ganzheit und der darauffolgenden Performance des Zerschneidens in einzelne Fragmente inszeniert. Der Akt des Zerschneidens und das anschließende Zusammenfügen und Neuordnen der Einzelteile soll erstens andeuten, wie unterschiedlich lesbar biografische Erzählungen sein können, so dass sie herkömmlichen Kategorien nur bedingt zuzuordnen sind. Zweitens wird dadurch versinnbildlicht, wie vielschichtig die dargestellten Biografien sind, dass sie als *mehr-heimische* immer auch in ihrer Mehrfachverortung betrachtet werden müssen.

Die folgenden Fallportraits sollen nun einen Einblick in die angesprochene Verschiedenheit, die Komplexität, aber auch die Widersprüchlichkeit und Mehrdeutigkeit biografischer Lebensgeschichten ermöglichen. Der Umgang mit dem gewonnenen Datenmaterial aus den Interviews und besonders die daraus resultierende Interpretations- und Darstellungsweise in Form der Fallbeschreibungen variiert, da jede der beiden Biografien über eigene Spezifika und Besonderheiten verfügt, die in den Fokus der Betrachtung gerückt werden. Wie unterschiedlich sich Mobilität im Alltag der Befragten manifestieren kann, zeigt sich unter anderem an Alicias »mobiler Sesshaftigkeit« und ihrem Vermögen, Mobilität gegen statische, diskriminierende Erfahrungen und Erlebnisse einzutauschen. Doch auch an Fatmas Bestrebungen, sich auf Umwegen weiterzubilden, also gewissermaßen ihre sich in stetiger Bewegung befindende Bildungsbereitschaft, ist ein Beispiel für mobile Aushandlungen.

2.1 Fatma – Bildung als Strategie für den sozialen Aufstieg²

Die bewegte Biografie der nun 53 Jahre alten Fatma lässt sich sowohl in ihrer transnationalen Mobilität zwischen der Türkei und Österreich, aber vor allem auch zwischen und innerhalb städtischer Räume – der Herkunftsstadt Kars und den Ankunftsstädten Lienz und Innsbruck in Tirol nachzeichnen. Neben dem Mobilitätspotenzial spielen für Fatma der Bildungsgedanke, d.h. die Strategie der Umkehrung bzw. Kompensation mangelnder Schulbildung durch informelle Bildung im Erwachsenenalter sowie ihre Bildungsaspiration bezüglich des schulischen Erfolgs und sozialen Aufstiegs ihrer drei Kinder eine zentrale Rolle.

Fatma und ihre Brüder werden im Kindesalter von den Eltern, die im Zuge der Arbeitsmigration in den 1970er Jahren zunächst befristet nach Lienz in Osttirol gekommen waren und dort bereits mehrere Jahre lang gearbeitet hatten, nachgeholt. Fatma gewöhnt sich schnell an den Alltag in Lienz, den sie als »prägend« und »unproblematisch« beschreibt. Sie lernt das »Dörfliche der Stadt«, wie sie es nennt, und die Offenheit, sowie die Freundlichkeit der Nachbarn schätzen. So ist der Umzug nach Innsbruck für sie und ihre Geschwister ein großer Schock. Lienz, das sie als ihre »erste Heimat« bezeichnet und in ihren Erzählungen aus Sicht der Kindheit teilweise zu verklären scheint, präsentiert sich für sie gänzlich anders, »freundlicher« als Innsbruck. *»Wenn du hier in Innsbruck mal raus gehst von der Wohnung, da grüßt dich keiner. Aber in Osttirol, in Lienz, egal ob du jemanden kennst oder ob du jemanden nicht kennst, wenn du raus gehst, dann sagt jeder ›Hallo, grias di!‹ und alle sind per Du.«* Mittlerweile lebt Fatma seit beinahe 30 Jahren in Innsbruck. Ihr Eindruck hat sich

2 | Alle Zitate stammen aus den im Rahmen des Lehrforschungsprojektes geführten Interviews. Die Namen haben sich die vorgestellten Personen selbst gegeben.

jedoch nur marginal geändert. So sind für sie hohe Mitpreise und ein distanziertes Verhältnis in der städtischen Nachbarschaft nach wie vor kennzeichnend für die Stadt.

Mit 18 Jahren lernt Fatma den Vater ihrer Kinder kennen, von dem sie mittlerweile geschieden ist. In einer beengten Garconniere im Stadtteil Amras kommt alsbald ihr erstes Kind zur Welt. »*Ein Kind und eine Garconniere, das ist der Horror.*« Als die junge Familie das zweite Kind erwartet, steht ein Umzug ins Stadtviertel Pradl an, das sie als »*gut geeignet für Familien und Kinder*« charakterisiert. Nach der Geburt ihres Jüngsten zieht die Familie, für die die bisherige Wohnung finanziell nicht mehr erschwinglich ist, geschweige denn ausreichend Platzmöglichkeiten bietet, in die Reichenau um, in der sie auch gegenwärtig noch lebt. Die jetzige Wohnung, die sich in einer großen Wohnbausiedlung befindet, finanziert die nun Alleinerziehende – der älteste Sohn ist bereits ausgezogen – vollständig aus eigener Tasche. Besonders wohl fühlt sie sich in der Reichenau nicht. Ein erschwinglicher Mietpreis spreche aber dafür, dort vorerst wohnen zu bleiben. Das »*richtige Leben*« spielt sich für sie nicht in ihrem etwas abseits gelegenen Wohnviertel ab, sondern in der Innenstadt, wo sie die Angebote verschiedener Vereine nutzt.

Fatma hat im Gegensatz zu ihren Brüdern im Ankunftsland Österreich keine Schule besucht, da sie nicht mehr schulpflichtig war. »*Ich wollte so gern einen Deutschkurs machen und besser Deutsch reden lernen. Ich wollte mich weiterbilden, aber ich habe nicht gedurft.*« Dieser Umstand manifestiert sich auch darin, dass sie bis heute Probleme beim Schreiben, deutlich weniger jedoch beim Lesen hat. Die mangelnde Schulbildung in ihrer Kindheit hält Fatma jedoch nicht im Geringsten davon ab, immer wieder aufs Neue Wege und Strategien zu finden, um jetzt im Erwachsenenalter mittels informeller Bildung ihr Wissensfeld und ihren Bildungshorizont zu erweitern. So nimmt sie sich – das ist nur ein Beispiel für ihre aktive Lebensführung und Handlungsweise – trotz ihres straff geregelten Zeitplanes zwischen familiären Verpflichtungen, wie Kindeserziehung oder Haushaltsführung und ihrer täglichen Erwerbsarbeit in einer Schulkantine, die Zeit, zu lernen und in den Austausch mit anderen Lernenden zu treten. Diese Vernetzung spielt sich in Fatmas Biografie vor allem in einem alevitischen Kulturverein und seinem lokalen Kooperationspartner, dem AEP (»Arbeitskreis Emanzipation und Partnerschaft«) ab.

»Da kommen manchmal zum Beispiel Psychologen, manchmal kommen Ärzte oder so. Oder man spricht über Kinder oder über sexuelle Belästigung oder man spricht sonst über alles Mögliche. Deswegen gehe ich da hin, denn da kann ich genug lernen. Nicht? Das ist Weiterbildung jedes Mal, wenn ich dort bin, bilde ich mich weiter.«

Für Fatma ist Bildung auch deshalb so essenziell, um vielleicht einmal aus »*solchen Wohngebieten, wie der Reichenau, herauszukommen.*«

An dieser Stelle soll auf die Wichtigkeit öffentlich zugänglicher Orte, an denen informelle Bildung vermittelt und erworben werden kann, hingewiesen werden. Diese bewegten Orte profitieren einerseits von der fortwährenden Dynamik, Mobilität und Wandelbarkeit, die sie durch die Diversität ihrer Besucherinnen und Besucher erfahren. Andererseits können solche Orte, wenn sie in ihrer Vielschichtigkeit und Vielfältigkeit erkannt werden, zur Subjektbildung und Persönlichkeitsentwicklung der Einzelnen entscheidend beitragen.

Hier kristallisiert sich nun die Frage heraus, wie inklusiv die Stadt selbst ist, bzw. wem innerhalb der Stadt oder der einzelnen Stadtviertel die Teilhabe an gesellschaftlich, sozial oder politisch relevanten Prozessen erlaubt, erschwert oder gar verwehrt wird. Wie auf mangelnde bzw. verwehrte Partizipation reagiert werden kann, zeigt Fatma durch ihre Fähigkeit, nicht aufzugeben und ihre erworbenen Ressourcen und Kompetenzen bewusst zu aktivieren, um vor allem für ihre Kinder und deren Zukunft aktiv einzustehen. Hinsichtlich ihrer Kinder verfügt die Befragte über eine sehr hohe Bildungsaspiration. So spricht sie während des Interviews mehrfach den Wunsch an, der zugleich eine implizite Erwartungshaltung enthält, dass ihre Nachkommen mittels Bildung sowohl sozialen Erfolg als auch finanzielle Unabhängigkeit erlangen würden: »*Natürlich möchte ich aber, dass meine Kinder lernen und sich bilden und einen guten Job finden*« und sie fügt hinzu:

»Zum Beispiel, er, der Jüngste ist jetzt dreizehn Jahre alt und geht jetzt in die Hauptschule. Natürlich hätte ich gerne, dass er nach der Hauptschule gleich eine Lehre anfängt oder, dass er nach der Hauptschule vielleicht sogar studiert, nicht? Das wäre für mich schon wichtig. Sehr wichtig. Hoffentlich macht er das.«

Trotz diverser Rückschläge und alltäglicher Herausforderungen beweist sich Fatma also insgesamt als aktive Gestalterin der eigenen Vita und ihrer Bildungsbiografie im Speziellen. Alltagsspezifische Herausforderungen, aber auch ein Mangel an sozioökonomischen Ressourcen, erlebte Diskriminierungserfahrungen oder Konflikte mit dem Arbeitsamt beziehungsweise den von den Kindern besuchten Bildungseinrichtungen halten sie nicht davon ab, ihren Lebensweg positiv und selbstbestimmt zu bestreiten. Neben Chancen und Erfolgen berichtet sie auch von Schwierigkeiten im Ankunftsland, von fehlender oder mangelnder Anerkennung vor Ort, aber auch im Herkunftsland, dem Wunsch nach Gesundheit, nach Normalität und finanzieller Sicherheit. Abschließend hebt sie nochmals hervor, dass sie es gegenwärtig nicht mehr ändern könne, keine solide Schulbildung erhalten zu haben, aber letztlich gehe es darum, ihren Kindern und nicht zuletzt auch sich selbst mittels Erwachsenenbildung die Chance auf ein »besseres Leben« zu ermöglichen.

2.2 Alicia – »Mobile Sesshaftigkeit«

Alicia ist in Kroatien geboren und besucht dort bis zu ihrem vierten Lebensjahr den Kindergarten. Als der Krieg ausbricht flieht die Familie zunächst nach Bosnien und Serbien, bevor sie sich schließlich in Österreich (Mayrhofen im Zillertal) niederlässt. Zu diesem Zeitpunkt ist Alicia sechs Jahre alt und wird, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen, eingeschult. Schon nach kurzer Zeit ist sie Klassenbeste. Ihre Matura sowie das anschließende Studium absolviert sie in Innsbruck. Zum Zeitpunkt des Gesprächs arbeitet Alicia als Betreuerin in einem Jugendzentrum im Stadtteil Olympisches Dorf und wohnt gemeinsam mit ihrem Freund in Innsbruck.

Mit der Schulzeit in Mayrhofen beginnt für Alicia eine regelrechte Tortur. Sie erlebt zum ersten Mal, *»wie das ist, wenn man einen nicht mag, weil er von woanders kommt«*. Die ersten Eindrücke der »neuen Heimat« sind geprägt von massiven Diskriminierungserfahrungen, die von Beschimpfungen bis zu körperlichen Übergriffen reichen. Auch in der Hauptschule gehört sie zu den Außenseitern und hat nur wenig Kontakt zu Gleichaltrigen. Rückhalt findet sie in dieser Zeit in ihrer Familie, die nach ihrer Ankunft in Österreich auf engstem Raum in einem Hotel – dem Arbeitsplatz ihrer Eltern – wohnen muss. Zu viert teilen sie sich ein kleines Zimmer ohne Küche. Den beengten Wohnraum, der der Familie zur Verfügung steht, erweitert Alicia für sich, indem sie schlicht das gesamte Hotel als ihr »zweites Zuhause« wahrnimmt, was sowohl die Räumlichkeiten als auch das Hotelpersonal betrifft. Bei den Hausaufgaben und den täglichen Deutschübungen unterstützt sie eine Mitarbeiterin, das Mittagessen holt sie sich nach der Schule in der Hotelküche und in der Freizeit nimmt sie an den Ausflugsangeboten des Hotels teil, *»also Skifahren gehen und solche Späße«*. Ihre Eltern, die beide bis zu siebzehn Stunden täglich arbeiten, sieht sie in dieser Zeit kaum.

Mit dem Übergang in die Hauptschule wird die Situation zwar etwas besser, aber trotzdem berichtet Alicia über Rassismuserfahrungen, die sich generell wie ein roter Faden durch ihre Erzählungen ziehen. Allerdings, so Alicia: *»hab ich das jetzt nicht mehr so zack gefunden. Aber ich hab mir immer gedacht, ich bin so froh, wenn ich von Mayrhofen weg bin. Voll.«* Die Erfahrung von Ausgrenzung und Missachtung auf Grund ihrer zugeschriebenen Herkunft und die daraus resultierende soziale Isolation verbindet Alicia fast ausschließlich mit dem Ort der »neuen Heimat« Mayrhofen. Sie geht damit um, indem sie sich auf die Möglichkeit besinnt, erneut mobil zu werden und einen anderen Ort für die Umsetzung ihres Lebensentwurfes zu finden. Um dieses Ziel zu erreichen und nach der Hauptschule das Gymnasium in Innsbruck besuchen zu können, lernt sie täglich mehrere Stunden.

Der Ortswechsel vom ländlich geprägten Mayrhofen nach Innsbruck stellt eine entscheidende Wende in Alicias Leben dar. Aufgrund ihrer herausragen-

den Schulleistung bekommt sie ein Vollstipendium und zieht in ein Mädchenwohnheim.

Dort erfährt sie erstmals persönliche Anerkennung durch Gleichaltrige:

»[...] da habe ich ganz was anderes erlebt. Die hat das überhaupt nicht interessiert, woher ich komme. Also nicht, nicht interessiert. Sie haben schon gefragt und so. Aber sie haben das überhaupt nicht negativ aufgenommen oder so. Und das war super. [...] Und da habe ich mir gedacht so, Mayrhofen hat halt sein Gesicht gezeigt und in Innsbruck ist es, obwohl es nur ein größeres Dorf ist, anders.«

Mobilität, verstanden als Ortswechsel, lässt sich in Alicias Biografie als Antwort auf die erlebte Diskriminierung und als gezielte Gegenstrategie lesen, um Situationen der Ausgrenzung zu entgehen. Im Laufe ihres Lebens greift Alicia mehrfach auf diese Strategie zurück und transformiert so immer wieder Momente der Passivität in selbstbestimmtes Handeln, das darin besteht, sich eigene Räume zu schaffen.

Die Wochenenden verbringt Alicia dennoch oft in Mayrhofen, um ihre Eltern und ihren Bruder zu besuchen. Wirklich wohl fühlt sie sich nur, wenn die Wintersaison in dem touristisch geprägten Ort beginnt *»und sehr viele von überall her kommen. Also man wirklich Leute aus aller Welt kennenlernen kann.«* Die durch den Tourismus entstehende Diversität im sonst sehr beschaulichen Mayrhofen eröffnet ihr die Möglichkeit, neue Beziehungen und Kontakte zu knüpfen und kann als eine Art Schutzraum gegen einen Alltagsrassismus verstanden werden, den Alicia auch zu diesem Zeitpunkt noch erfahren muss: *»Das war halt so ne coole Zeit. Snowboarden gehen und Leute aus aller Welt kennen lernen. Das war super. Und sonst nein, Mayrhofen. Das hat sich einfach immer wieder bestätigt.«*

In dieser Zeit lernt Alicia auch ihren Freund kennen, mit dem sie nach der abgeschlossenen Matura nach Island zieht. Von da an pendeln die beiden zwischen Island im Sommer und Mayrhofen im Winter. Zwei Jahre später entscheiden sich beide, eine Wohnung in Mayrhofen zu suchen, weil ihr Freund dort eine Arbeitsstelle angeboten bekommt.

»Ich habe das dann halt telefonisch gemacht [...] Wenn ich geredet habe, das habe ich anscheinend schon unterbewusst verstanden, dass ich nicht meinen Namen sagen darf. [...] Da waren sie immer voll nett. Wollten, dass ich die Wohnung anschau und so. Dann haben sie mich nach meinem Namen gefragt und wenn ich den gesagt hab, wars vorbei. Da hat wirklich einer einfach aufgelegt.«

Erneut wird Alicia mit Diskriminierung konfrontiert und bekommt *»dieses Gesicht von Mayrhofen«* zu spüren. Sie zieht ihre Konsequenzen und siedelt kurze

Zeit später, gemeinsam mit ihrem Freund nach Innsbruck um, wo sie ein Studium der Erziehungswissenschaften beginnt.

Wieder ist Alicias Reaktion auf die erfahrene Ausgrenzung keinesfalls ein passives Erleiden, sondern der erneute Ortswechsel nach Innsbruck. Aktivität durch Mobilität statt Passivität durch Stagnation lautet erneut ihre Antwort.

Nachdem sie ihr Studium beendet hat, beginnt sie in einem Jugendzentrum als Betreuerin zu arbeiten und profitiert dabei von ihrer bisherigen bewegten Biografie.

»Ich denk mir, ich weiß genau wie das war. Gute und schlechte Sachen [...] und da habe ich mir gedacht, ich will denen einfach so gerne helfen. Wenn ich zum Beispiel mit ihnen rede, weil sie so kleine Probleme haben, die ich einfach kenne, dann erzähle ich mal eine persönliche Geschichte. Und das bringt es wirklich oft voll.«

Alicias Biografie steht exemplarisch für eine Vielzahl an weiteren bewegten Lebensgeschichten, die im Zuge des Lehrforschungsprojektes dokumentiert werden konnten. Sie zeigt, wie es möglich ist, unter restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen, die Rassismus zu einer alltäglichen Erfahrung machen, Wege und Lebensstrategien zu finden, um sich Räume zu schaffen, in denen sie ihren Lebensentwurf umsetzen kann. Die Erfahrung der Mobilität ihrer Eltern wird damit auch ein Stück zu ihrer eigenen Strategie, »nicht dermaßen regiert zu werden.« (Foucault 1992: 12).

3. FAZIT

Die biografischen Erzählungen von Alicia und Fatma machen stellvertretend deutlich, welche vielfältigen Formen der Mobilität durch Migration entstehen. Beide Frauen schaffen es, verschiedene Orte und Lebensweisen miteinander zu verknüpfen und sich durch ihre Lebenspraxen Räume zu schaffen, in denen sie (auch) Schutz vor Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen finden. Um die Visionen ihres eigenen Lebensentwurfes umsetzen zu können, entwickeln sie dabei kreative Lebensstrategien und Alltagspraxen. Entgegen hegemonialer Deutungsmuster wird die Erfahrung der Migration zu einer Resource und offenbart zugleich strukturelle Barrieren der gesellschaftlichen Teilhabe.

Beide Biografien dokumentieren für sich ein Stück individuelle, aber gleichzeitig auch kollektive Geschichte, die für die Protagonistinnen selbst, aber auch für die Migrationsgesellschaft, in der wir leben, von Relevanz ist. Die Biografien verstehen sich also als Dokumente vergangener, aber auch gegenwärtiger lebens- und alltagsweltlicher Formen und subjektiven Entschlüssen zum eigenständigen, subjektbezogenen Handeln. Ferner gewähren die

biografischen Erzählungen nicht nur Einblicke in vergangene und aktuelle Lebensgeschichten, sondern entwerfen auch eine Vision postmigrantischen Zusammenlebens. Diese Vision soll als Ausblick in eine Zukunft verstanden werden, in der Migration als ein fester und wesentlicher Bestandteil von Gesellschaft begriffen wird.

LITERATUR

- Foucault, Michel 1992: Was ist Kritik? Berlin.
- Hill, Marc/Yıldız, Erol (Hg.) 2015: Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld.
- Mannheim, Karl 1928: Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (1928/29), S. 157-184.
- Márquez, García 2003: Leben, um davon zu erzählen. Köln.
- Said, Edward W. 1994: Culture and Imperialism. New York.
- Terkessidis, Mark 2015: Kollaboration. Berlin.
- Yıldız, Erol 2017: Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität, in: Geisen T. et al. (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Wiesbaden.

